

Nr. 120. Bromberg, den 30. Juli 1925

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(11. Fortsetzung.)

Jede Minute, die mit Festschnallen eines Riemens, mit Anlegen eines Stranges verging, deuchte Diethelm eine Ewigkeit; er wollte Vorspann, er wollte frische Pferde nehmen, um mit Windesschnelle heimzueilen, aber er fürchtete wieder, daß ihn jedes Wort verrate, und wagte nicht einmal mehr, die Einspannenden zur Eile zu drängen. Als der Vetter vorsorglich eine Laterne mitnahm und sogar nach einem zweiten Licht als Ersatz schickte, erschrak Diethelm, aber er hatte gelernt zu schweigen. Er mußte vor dem Vetter alles verbergen, er hatte ihn ja mitgenommen, um ihn zum Zeugen seiner Unschuld zu gebrauchen.

Man fuhr wieder heimwärts und Diethelm mußte davon sprechen, daß er seine Frau in dem Schmerz um den Tod ihres Kindes nicht allein lassen wolle.

„Warum hast mir denn nicht früher gesagt," fragte er, „daß es so mit der Kohlenhofbäuerin steht?"

„Ich hab' gemeint, Ihr wisset's und wollet nicht davon reden; ich hab' Euch ja oft darauf angespielt, daß Ihr wieder doppelt reich werdet."

„Jawohl, jawohl, fahr nur schärfer, noch schärfer, und wenn die Gäul' morgen auch hin sind," drängte Diethelm.

In dem Bannkreis des Verbrechens, in den er eingeschlossen war, hatte er nichts gemerkt von dem, was vielleicht alle Leute wußten und einander sagten; mit ihm sprach niemand davon, und mitten in der Qual, die ihm die Brust zusammenpreßte, dachte er immer wieder, wie schlecht die Menschen sind, sie gönnten ihm sein unverhofftes Glück nicht und redeten darum kein bestimmtes Wort davon.

Der Wind hatte sich gelegt, die Schneewolken entluden sich und Diethelm sah nach den halb verschneiten Bäumen am Wege und streckte den Arm aus nach jedem, an dem man vorüber war, als schiebe er ihn damit zurück; war man ja der Heimat immer wieder um eine Strecke näher, aber es dauerte doch lang und ein tiefer Frost schlich Diethelm durch Mark und Bein. Er glaubte, das Herz im Leibe gefriere ihm zu Eis, während der Vetter doch sagte, die Kälte sei gebrochen. Diethelm dachte sich die Pein Medards aus, der gefesselt am Boden liegt, die Flamme immer näher knistern, die Schafe in der Ferne blöken hört, und wie die Flamme immer näher heranschleicht, von allen Seiten nach ihm züngelt und ihn still umfängt . . . wenn sie zuerst seine Bande versengt — er hebt die gefesselten Hände den Flammen entgegen, er macht sich frei . . .

„Du lebst", schrie er einmal unwillkürlich laut auf und der Vetter wunderte sich wieder über die so innige Liebe Diethelms zu seiner Stieftochter; nicht umsonst hieß er der Familienfürst.

„Wir kriegen wieder kalt, der Mond geht heute rot auf," sagte der Vetter, als man auf der kalten Herberge angekommen war, „seht, dort, Buchenberg zu."

Diethelm spie das Blut aus, das er sich aus den Lippen gebissen.

„Was ist denn das?" fuhr der Vetter nach einer Weile fort, „ich höre die alt' Katharin brummen und es riecht in der Luft so greulich."

Diethelm erwiderte nichts.

Als man Buchenberg nahe war, schrie der Vetter: „Herr im Himmel, Euer Haus brennt", aber Diethelm hörte es nicht und mit Mühe erweckte ihn der Vetter mit Schneereiben aus dem Schlage, der ihn getroffen zu haben schien.

Sechzehntes Kapitel.

Lautlos und regungslos, weiß überschneit, stand die Menschenmasse am Berge versammelt, und wie sie vom roten Glutschein übergossen war, erschien sie wie von einem Zauber festgebannt. Keine Menschenstimme ward hörbar, nur vom Turme dröhnte die Sturm- und Sterbeglocke, die sogenannte alte Kathrin, und aus der Flamme, die breit und still, von keinem Winde bewegt, hochauf schlug, tönte ein tausendstimmiges Wehklagen, so dumpf und tief und doch so gräßlich röchelnd, als hätten die auflodernden Flammenzungen markerschütternde Stimmen gewonnen, und über der Flamme glitzerte der fallende Schnee und verdampfte in seltsame Luftgebilde.

„Zu Hilfe! Rettet! Rettet!" schrie Diethelm, vom Schlitten springend, „was steht ihr so müßig da? Rettet!"

Wie aus dem Zauberbann erlöst, wendeten sich alle plötzlich nach ihm und umringten ihn.

„Es ist nichts zu helfen," sagte der Schmied, „dein Haus ist an allen vier Ecken angegangen, eh' man's gewußt hat, und kein Mensch als dein Medard hat die Kloben aus der Spritze da 'rausgenommen. Wir können nichts machen."

„Wo ist der Medard?" fragte Diethelm.

„Das weiß kein Mensch, er hat sich heut vor niemand sehen lassen, der hat gewiß angezündet und ist vielleicht im Haus verbrannt; die, wo zuerst kommen sind, sagen, sie hätten ihn schreien gehört."

„Rettet! Rettet!" schrie Diethelm und eilte nach dem Hause, aber von dorther kam eine Rachegestalt mit weißen Locken und zerfetzten Kleidern und warf sich auf Diethelm und wollte ihn erdrosseln.

„Mordbrenner! Mordbrenner!" kreischte der alte Schäferle mit schäumendem Munde, „wo hast du mein Kind? Wo? Gib mir mein Kind! Mordbrenner! Mein Kind! Mein gutes, braves Kind!"

Mit Gewalt wurde der rasende alte Mann von Diethelm losgerissen, er hatte mehr als jugendliche Manneskraft und hielt Diethelm wie mit eisernen Banden umklammert und Diethelm ächzte laut auf, denn der Schäferle hatte ihn gerade an der Armwunde gefaßt, und als fräßen sich tausend schneidende Spitzen durch Mark und Knochen ein, so schmerzte bei der Berührung der Vaterhand der vom Sohne eingepreßte Biß. Das Blut rann Diethelm von der Hand herab, als er losgemacht war, er taumelte halb besinnungslos umher, aber der Vetter stand ihm getreulich bei. Jetzt hörte man deutlich, woher das Wehklagen kam: die Schafe im Stall, dessen Eingangswand bereits in Flammen stand, blökten so schmerzvoll klagend, daß es das Herz im Leibe erschütterte, es war nicht anzuhören. Diethelm brachte es mit dem Vetter und dem Schmiede dahin, daß sie eine Feuerwand einbrachen, um durch die Öffnung die Schafe zu retten, und so viel auch die Umstehenden abwehrten, Diethelm konnte es nicht ertragen, daß auf einmal so viel Leben, und sei es auch nur das der Tiere, draufging. Er drang selber durch die eingerissene Wand ein: wie in einen Knollen zusammengepreßt, standen die Tiere und von denen, die der Flamme nahe waren, sprang bald eines, bald das andere wie aufgeschnellt mitten in die Flamme hinein, tat noch einen jämmerlichen Schrei und die unversehrten blökten vor sich nieder. Mit Gewalt drängte sich Diethelm in die Mitte der Tiere und suchte sie hinauszutreiben, aber sie preßten sich immer wieder zusammen und plötzlich fiel er nieder und die Tiere standen auf ihm und um ihn und mit halbersticktem Schrei konnte er nur noch um Hilfe rufen. Es gelang dem Vetter, ihn zu retten, und bewußtlos, aus unsichtbaren Wunden blutend, wurde Diethelm nach dem

Dorfe in das Waldhorn getragen, während gerade das Haus zusammenkrachte und der Dachstuhl in die Umfassungsmauern stürzte. Ein unerträglicher Geruch benahm allen Menschen fast den Atem, so daß keiner ein Wort sprach. Nur der alte Schäferle rief dem Davongetragenen nach: „Mordbrenner! du darfst nicht sterben. Du mußt noch am Galgen verfaulen."

Er wurde erst ruhiger, als eben Frau Martha kam . . .

Es war Tag, als Diethelm erwachte, und vor ihm stand seine Frau und hob die gefalteten Hände zum Himmel, als er die Augen aufschlug.

„Du da?" fragte Diethelm, „ist sie tot?"

„Ach Gott, ja, und sie hat noch im Sterben das Unglück gesehen."

„Wer hat mir meinen Arm verbunden? Bist du schon lang da? Hab' ich im Schlaf was geredet?" fragte Diethelm wieder in fast zornigem Tone.

„Der Doktor ist mit mir herüber vom Kohlenhof und der hat dir deinen Arm verbunden. Du bist von einem Schaf gebissen, ich bin grad kommen, wie sie dich fortgetragen haben. Du hast nichts im Schlaf geredet, als ein paarmal Medard gerufen."

„Weiß man nichts vom Medard?"

„Ach, lieber Gott, nein, der ist gewiß verbrannt."

Diethelm schloß noch einmal die Augen und schärfte still die Lippen, dann begehrte er aufzustehen, er sei wohl und müsse nach dem Schutthaufen sehen. Die Frau suchte ihm einzureden, daß er noch krank sei, und als er dies streng abwehrte, erklärte sie ihm, daß er dann vielleicht verhaftet und nach der Stadt abgeführt würde.

„Ist mir recht", sagte Diethelm trotzig, „dann nimmt die Geschichte bald ein Ende. Sie können mir nichts tun. Wer klagt mich an?"

„Der alt' Schäferle."

„Da hilft kein' Sympathie."

„Wie ich hör'", sagte die Frau zögernd, „will auch die Brandversicherung dich anklagen."

„Ho, ho!" lachte Diethelm, „denen will ich's schon zeigen, die müssen mir blechen. Ich steh' auf, ich bin hechtgesund."

Trotz aller Widerrede vollführte Diethelm seinen Ausspruch und zankte mit seiner Frau, daß sie so eine herzbrechende Miene mache. Erst als sie mit halbunterdrücktem Weinen sagte, sie habe ja auch gestern ihr Kind verloren, erwiderte er:

„Ja, ja, das ist wahr. Zum Teufel, daß ich das auch immer vergess'. Ich will gleich einen Boten an die Fränz schicken, sie muß heimkommen."

Martha stand am Fenster und weinte in den schneeigen Tag hinaus. Erst als Diethelm leise vor sich hinpfiff, wendete sie sich um und sagte:

„Um Gotteswillen, Diethelm, was machst? Wie kannst du nur auch so sein? Was müssen die Menschen von dir denken, wenn du nach so einem Fall jetzt gar noch lustig tust?"

„Hast recht, hast recht, red' weiter nichts, hast recht", sagte Diethelm hastig. Er erkannte schnell, daß seine Frau ihn auf das Entsprechende hinwies; allzuviel Gleichmut war wiederum verdächtig.

Eine gewaltige Veränderung war in Diethelm vorgegangen. Nun die Tat geschehen war mit all ihrem Schrecken, galt es, mit gefestigtem Mute ihr standzuhalten. Er verbannte alle Weichheit, und als er vor dem kleinen Spiegel stand und sein flockseidenes Halstuch umtat, hielt er die Zipfel desselben eine Weile ruhig in der Hand und betrachtete die stolzsichere Miene, die er allen Vorkommnissen gegenüber bewahren wollte.

In der Wirtsstube, wo der junge Amtsverweser mit seinem Aktuar und zwei Landjägern und noch viele aus dem Dorf sich befanden, schaute alles verwundert auf, als Diethelm freundlich grüßend und mit dem Ausspruche eines schmerzlichen Bedauerns eintrat. Diethelm wollte dem Amtmann, mit dem er am Markttag an e i n e m Tische gesessen, die Hand reichen, aber der Amtmann wußte gewandt seine Hände mit einem großen vor ihm liegenden Bogen zu beschäftigen und Diethelm zuckte mit den Achseln, als er die dargebotene Hand leer wieder zurückziehen mußte.

„Ihr seid gekommen," nahm Diethelm das Wort, „um mein Unglück in gerichtlichen Augenschein zu nehmen. Helfet nur auch untersuchen, wie das Feuer ausgekommen. Es ist leider nichts gerettet."

Der Amtmann erklärte, daß alles das späteren Verhandlungen vorbehalten bleibe; er schickte einen Landjäger nach dem alten Schäferle und ersuchte die Anwesenden, außer dem Schultheißen das Zimmer zu verlassen.

„Ich hätt' eine Bitt', die Ihr mir wohl willfahren könnet, wenn's nicht gegen das Recht ist." sagte Diethelm mit ruhiger und doch weicher Stimme, „ich möcht', daß meine Mitbürger mit anhören dürften, worauf ich angeklagt bin. Das öffentliche Gericht, das uns versprochen worden, ist noch nicht eingesetzt; drum möcht' ich bitten, wenn's möglich wär daß alle da blieben."

Der Amtmann willfahrte mit der Bemerkung, daß nur ein vorläufiges Protokoll aufgenommen werde. Ein jeder suchte sich nun einen guten Platz und mancher sagte leise zu seinem Nachbar, wie der und jener sich ärgern werde, daß er nicht auch dabei sei und das mit anhören könne.

Der alte Schäferle trat ein, bleich, mit weißen Haaren und eingefallenen Wangen, eine bejammernswerte Gestalt. Alle Blicke waren auf Diethelm gerichtet und dieser wußte, daß dies geschah; mit ruhigem Auge betrachtete er den Mann, in der Wunde am Arme zuckten Pulse, als spürten sie die Nähe des Rächers; in dem Gesichte Diethelms wollte sich's regen, aber er beherrschte seine Züge, er sah gewaltsam starr drein und kein Nerv bebte.

„Sagt, was Ihr habt?" ließ sich Diethelm nach einer lautlosen Pause vernehmen, in der man nichts als das Winseln von Medards Schäferhund vor der Tür vernahm.

„Das ist m e i n e Sache", fiel der Amtmann ein, und oft von Weinen und Schluchzen unterbrochen, erklärte der alte Schäferle, wie sein Medard ihm schon im Herbst gesagt habe, der Diethelm habe nur eingekauft und versichert, um anzuzünden, er habe sichere Anzeichen davon; wie der alte Mann jetzt klagte, daß er nicht einmal die Leiche seines Sohnes habe, um sie zu bestatten, fuhr sich mancher mit der Hand über das Gesicht; auch Diethelm wischte sich die Augen. Als aber der alte Schäferle schloß:

„Wenn der Hund da draußen reden könnte, der wüßte mehr, was vorgegangen ist", da spielte ein Lächeln auf dem Antlitze Diethelms. Wieder entstand eine Pause, in der man nichts als das Federkritzeln des Protokollanten und das Winseln des Hundes hörte.

„Soll ich was drauf antworten?" fragte Diethelm in höflich stolzer Weise den Amtmann und dieser erklärte, daß er vorerst gar nichts zu sagen habe. Der Schäferle erwähnte nun noch, daß ihm Diethelm beim Wegfahren einen Knaben geschickt habe, mit der Weisung, er habe Medard über Feld geschickt und der Vater möge ihn nicht besuchen, während Diethelm doch beim Bahnschlitten gesagt habe, Medard müsse zu Hause bleiben.

Alle Zuhörer in der Stube nickten einander zu und deuteten sich mit den Fingern, wie wichtig das sei.

„Soll ich darauf auch nichts sagen?" fragte Diethelm, den Kopf zurückwerfend, „man soll den Buben holen lassen, er soll sagen, was ich ihm aufgetragen hab', und da mein Vetter war bei mir im Schlitten, der hat alles gehört."

„Ich hab' nichts gehört", platzte der Vetter heraus.

„Ruhe!" gebot der Amtmann, „ich weiß schon selbst, wen ich zu hören habe."

Er verkündete nun Diethelm, daß er verhaftet sei und nach der Stadt abgeführt werde.

„Gut", sagte Diethelm aufstehend, „darf ich in meinem Fuhrwerk fahren? Ich hab' einen bösen Arm."

Der Amtmann bewilligte dieses und jetzt trat Martha vor, die allem still zugehört hatte, und sagte:

„Ich weiß von allem so gut wie mein Mann, ich will mit in den Turm, ich bleib' bei dir, Diethelm. Wir sind von Gott zusammengegeben, kein Mensch kann dich von mir trennen."

Jetzt sah Diethelm tief traurig drein, wie seine Frau seine Hand faßte. Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich aller und der Amtmann erklärte, daß Martha nicht bei ihrem Manne bleiben, daß sie aber mit ihm selbst nachfahren könne, da man ihrer nur als Zeugin bedürfe.

Als Diethelm von dem Landjäger abgeführt wurde, legte er an der Tür die Hand auf die Schulter des Schäferle, sah ihn durchbohrend an und sagte:

„Du bist ein Vater, ich nehm' dir's nicht übel, was du tust, aber du wirst's bereuen, was du an mir getan. Wenn ich mit meinem halben Leben deinen Medard wieder aufwecken könnte, ich tät's; und da schwör' ich's vor allen Leuten, ich laß di's nicht entgelten, ich will dir helfen, wo ich kann, du hast ja deinen Sohn verloren und du könntest ja mein Vater sein; ich will mich dünken lassen, mein Vater lebt noch einmal."

„Friedle, was hast du an uns tan?" klagte die Frau und der Schäferle weinte, man sah es ihm an, wie weh es ihm tat ob dem, was er angerichtet, zumal um den Schmerz der Frau Martha.

Selbst der Landjäger behandelte Diethelm mit Freundlichkeit und redete ihm Trost zu, daß alles bald wieder aus sei.

Als Diethelm an dem Berg vorüberfuhr, auf dem nur noch ein Schutthaufen rauchte, stieß er einen Schmerzensschrei aus; dann schloß er die Augen wie zum Schlafe, aber seine Lippen bewegten sich stets, als spräche er; in der Tat stand er auch in Gedanken dem Untersuchungsrichter Red' und Antwort und manchmal zuckte etwas wie Lächeln um seine Mundwinkel, wenn ihm eines der Beweismittel einfiel, das

jeden Verdacht abwälzen mußte. Der Landjäger schaute oft verwundert in das Antlitz des Schlafenden, der nach so grauenvollen Ereignissen unter peinlicher Anklage so ruhig träumte. Als man der Stadt nahe war, schlug der Landjäger den Mantelkragen Diethelms höher hinauf, setzte ihm die Pelzmütze tiefer ins Gesicht und Diethelm dankte herzlich für die gutmütige Vorsorge des gegen Mitleid abgehärteten Landjägers. Erst am Gefängnistor öffnete er die Augen und jetzt erst merkte er, daß der Paßauf, Medards Schäferhund, ihm gefolgt war; der Landjäger scheuchte den Hund zurück, der Diethelm in die Stube des Gefangenwärters folgen wollte.

Zwei Stunden nach ihm fuhr der Amtmann mit Martha im verschlossenen Wagen nach der Amtsstadt.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung in der Tucheler Heide.

Von A. Lietz-Tuchel.

Ein sonniger Sommertag, ein tiefblauer Himmel mit weißen, geballten Sommerwolken, deren Ränder silbern glänzen. Der Weg geht die Schwetzer Chaussee entlang, über das Bahngeleise, an der sogenannten „weißen Ziegelei" vorbei, auf der rechten Seite des Bahndammes, bis zur Brahe. Jenseits des Flusses beginnt die Heide, deren Nähe schon der Sandboden meldet. Das tiefe Brahetal wird hier von einer mächtigen Eisenbahnbrücke überspannt. Wir haben von dieser Brücke aus eine herrliche Fernsicht. Das Tal dampft noch vom Frühtau, vor uns breitet sich prächtiger Hochwald, man sieht die blanken Fächer der Sonne zwischen den Waldsäumen einfallen wie geschlagenes Gold; die wundersame Luft ist von einer durchsichtigen Klarheit, die bis in weite Ferne alles erkennen läßt, so die noch links am Braheufer gelegenen letzten Ausbauten von Tuchel, den kleinen Häuschen mit den roten Ziegeldächern; rechts eröffnet sich uns der überraschende Ausblick ins Brahetal bis Rudabrück. Das helle Grün der Büsche auf den Steilufern des Waldflusses — übrigens die Deutung für das Wort Brahe — glitzert vom hellen Schein des Himmelslichtes und läßt im fröhlichen Sich-Regen und Gedeihen unzählige Millionen von glänzenden Funken aufstrahlen.

Die Brahe hat sich in dem Sande ein tiefes Bett gegraben, eilt über Steingeröll in raschem Lauf dahin. Auf ihrem Rücken gehen Floß an Floß Kiefernstämme stromab, die im Winter geschlagen und an den Ablegestellen des Flusses aufgestapelt wurden. Das erste Ziel der Flöße ist zumeist der Bromberger Kanal, von wo sie auf weiterem Wasserwege zu den großen Handelsplätzen gelangen.

Wir folgen dem Fußsteig am Brahetal entlang; die Steilufer treten an einzelnen Stellen zurück und geben schmalen, üppigen Wiesen Raum. An jeder Krümmung des Flusses erwarten uns prächtige Ausblicke. Ein hoher Naturgenuß, das schöne Wiesengelände, dann die alten Baumriesen gegenüber der Abdeckerei, zwischen denen wir dahinwandeln — alles heimlich, träumerisch, voll der gesammelten Kraft des herrlichen Sommermorgens. Wir passieren die Försterei Rudabrück, gehen weiter auf der wiedererreichten Schwetzer Chaussee, biegen hinter der Sägemühle in den Hochwald. Nach kurzer Wanderung stehen wir auf der Waldhöhe, vor uns im anmutigen Tale liegt Rudamühl, mit dem ganzen Reiz eines lieblichen Landsitzes, ein zauberisches, effektvolles Landschaftsmotiv. Die spiegelnde Fläche des Mühlenteiches liegt still umbuscht gegen das sanfte, schilfige Ufer; Wohn- und Wirtschaftsgebäude mit Gärten umgeben, die Mühle am rauschenden Wehr. Auf dem uns gegenüberliegenden Kamm des Rudatales grüne Wipfel, eine kleine Tür aus blauem Himmel, über der sich wieder die Fichten die Hände reichen. Wir wenden uns näher dem Besitztum zu. Der Mühlbach voll unerschütterlicher Kraft und Lebenslust stürzt brausend über das Wehr, ein Teil als Hochwasser in die Schleuse, um den Mechanismus der Mühle in Tätigkeit zu setzen. Der andere Teil bildet einen tönenden Fall, der schäumend über die Planken sprudelt. Wenn man oben an der Brustwehr lehnt und hinabschaut nach den in der Tiefe sich drehenden Rädern, dann klingt es wie ein seltsames Summen und unten in der Tiefe scheint ein wundersamer Erzähler für alle Romantik des alten Volksliedes und verklungener Müllerlieder erwacht.

Wir setzen unsern Weg fort, überqueren die Chaussee, wenden uns in das dort weiterziehende, vom Rudafließ durchschnittene Rudatal, gehen eine Strecke auf weichem Wiesengrund, biegen rechts in den Hochwald und gelangen wieder in das Brahetal, abwärts bis zur Brahebrücke bei Schwiedt. Vor Schwiedt, mitten im Bestande, wächst eine „Reckkiefer", zwei Bäume sind durch einen Querast miteinander verwachsen, ein seltenes Naturspiel. Das Brahetal wird immer romantischer. Südlich der Oberförsterei Schwiedt kommen wir an die schönste Stelle, die Krone des Brahetals: der „Hölle". Dichter Mischwald, verwachsenes schwarzes Buschwerk säumt die hohen Ufer in wilder Pracht; bald dumpf grollend, gurgelnd, bald stolz und jauchzend, einem unabänderlichen Naturgesetz folgend, schießt das Wasser über Felsblöcke in tosender Hast dahin, unheimlich schön die schroffe, romantische Schlucht in der Waldeseinsamkeit. Unterhalb der Hölle ragt ein Ufervorsprung steil an der Brahe empor, die „Teufelskanzel". Hier wie auch oberhalb des Flusses laden Ruhebänke den Wanderer zur Rast, zum Genuß der wilden Schönheit. Durch die Anlage eines Stauwerkes für eine Überlandzentrale zur Elektrisierung der Kreise Tuchel, Konitz und Schlochau drohte s. Z. der ganzen Herrlichkeit die Vernichtung, zur Freude aller Naturfreunde scheiterte das in allen Teilen fertige Projekt, der Provinziallandtag in Danzig übernahm nicht die geforderte Garantie.

Südlich der Oberförsterei ist die Brahe wieder überbrückt, ganz in der Nähe mündet die Ruda. Eine kurze Strecke stromab, an der andern Seite der Brücke, liegt eine Holzabladestelle, Flößer sind bei der Arbeit, Traften zusammenzustellen. Wir wenden uns jetzt Tuchel zu, setzen den Weg auf herrlicher Birkenallee fort zur Bromberger Chaussee. Links winkt eine Lichtung, alter Hochwald nimmt uns in seinen Schatten auf, man geht wie auf Samt; die Lichtung ist erreicht, ein lauschiges Plätzchen bald gefunden.

Die Sonne ist höher und höher gestiegen, der herbwürzige Duft in den roten Blüten des Erika berauscht, der Himmel ist so blau, der flüsternde Wald so grün, über jedem Blatt glänzt das goldene Sonnenlicht. Ein Nußhäher mit schönen blauen Spiegeln auf den Schwingen flügelt vorüber.

Wir brechen auf, schneiden nach der Birkenallee hinüber, kommen zur Bromberger Chaussee. Auf der anderen Seite der Chaussee beginnt das Revier der Försterei Eichberg, ein beliebter Ausflugsort der Tucheler, mit einem herrlichen Bestand von Kiefern, Tannen und Eichen, gemischt in hügeligem Gelände, eine Thüringer Landschaft in's Kleine übersetzt. Abends, als wir den Heidestaub von unseren Schuhen gewischt hatten und müde daheim saßen, dachten wir still über die Schönheiten unserer heimatlichen Heide nach.

Amundsens Sonnenkompaß.

Der im Verlag J. J. Weber, Leipzig, erscheinenden „Ill. Zeitung" entnehmen wir folgende interessante Schilderung Karl Hausens.

Das wichtigste richtungweisende Instrument zu Lande, zu Wasser und in der Luft ist der Kompaß. Wir verfügen heute über ei e ganze Reihe von Kompaßkonstruktionen, die den verschiedensten Sonderzwecken angepaßt sind. Wir haben den Trockenkompaß in den mannigfachsten Ausführungen, den Fluidkompaß, bei dem die mit einem Hohlkörper verbundene Rose in einem mit Flüssigkeit gefüllten Behälter untergebracht ist, und den Kreiselkompaß, von dem es zahlreiche Ausführungen gibt. Auch für Flugzeuge sind Kompasse geschaffen worden, die die Einhaltung einer bestimmten Flugrichtung bei unsichtigem Wetter ermöglichen. In der Arktis am Erdpol, in dessen Nähe der magnetische Pol liegt, versagen jedoch alle bislang bekannten Kompaßkonstruktionen. Soweit das Arktisbecken bekannt ist, bietet es, wie auch Amundsen auf seinem Fluge feststellen konnte, dem Flieger keinerlei Anhaltspunkte, den Kurs zum Pol auch ohne Richtungsweise nach der Geländeorientierung zu finden. Mit Hilfe eines Theodolitten sowie eines Chronometers lassen sich auch in der Arktis von der Erde aus durch Beobachtungen der Sterne oder der Sonne genaue Ortsbestimmungen ausführen. Die Bestimmung des Ortes nützt dem Flieger jedoch wenig. Er braucht ein Instrument, das ihm auf seinem Fluge die gewünschte Richtung weist. Die Sonne käme wohl als richtunggebendes Element in Frage, doch gibt sie keine feste Richtung an, sondern ändert sie innerhalb vierundzwanzig Stunden um 360 Grad. Als Amundsen seinen Nordpolflug plante, bildete die Schaffung eines solchen für die arktische Region brauchbaren Kompasses eine der schwierichsten Aufgaben. Die Lösung fand die deutsche optische Anstalt C. P. Goerz, der ein besonderes Instrument, den Sonnenkompaß baute, der die Schwierigkeiten der unerwünschten Richtungsänderung der Sonne behebt. Der Sonnenkompaß ist ein Panoramafernrohr, das gestattet, bei feststehendem Instrument, d. h. ohne jede Bewegung des Okulars und somit auch des Beobachters, den ganzen Horizont nacheinander abzubilden. Die Bewegung des Eintrittsreflektors geschieht durch ein an dem Sonnenkompaß angebrachtes Uhrwerk. Die Handhabung des Instruments ist außerordentlich einfach. Beim Abfluge wird an dem Instrument der Kurs, den der Flieger zu nehmen gedenkt, gegenüber dem Stand der Sonne eingestellt. Das Uhrwerk

wird auf die im Augenblick herrschende Greenwicher Zeit gestellt. Der Führer sieht nun vor sich im Instrument eine künstliche Sonne. Steuert er so, daß diese sich im Fadenkreuz des Kompasses befindet, so hält der auch den am Instrument eingestellten Kurs inne. Letzterer stimmt dann so lange, wie das Uhrwerk mit der Greenwicher Zeit übereinstimmt, weicht es davon ab, so kann es jederzeit korrigiert werden. Ist der Flieger aus irgendwelchen Gründen gezwungen, sei es der Windgeschwindigkeit wegen, den Kurs zu ändern, so hat er es nur nötig, diesen am Instrument einzustellen und wieder die künstliche Sonne anzusteuern. Durch dieses Instrument ist eine der größten Schwierigkeiten, die den Flug zum Pol bislang erschwerten, behoben worden. — Neben dem Sonnenkompaß führte das Flugzeug auch noch einen Kurs- und Geschwindigkeits- sowie einen Grundgeschwindigkeits- und Abdriftmesser an Bord. Mit dem Grundgeschwindigkeits- und Abdriftmesser kann man gleichzeitig die Geschwindigkeit über Grund und den Driftwinkel, d. h. den Winkel zwischen der Zielrichtung des Fahrzeuges und der wahren Fahrtrichtung über Grund, messen.

Bunte Chronik



* **Dante und Vergil — d'Annunzios Lakaien!** Über den Empfang Mussolinis bei d'Annunzio wird noch berichtet, d'Annunzio habe seinem Gaste Mussolini seine vier Dienerinnen, die er nach Franziskanerart „Klarissinnen" nennt, vorgestellt und dem staunenden Besucher wörtlich erklärt: „Frage ich eine meiner Klarissinnen, ob es wahr sei, daß ich ein Heiliger bin, so muß sie die Teller, die sie gerade in der Hand hat, fallen lassen, muß die Arme über die Brust kreuzen und demütig sagen: „Heiligster! Heiligster! Heiligster!" „Einer meiner Diener," fuhr d'Annunzio fort, „heißt Dante, ein anderer Vergil, so kann man also sagen, daß Dante mir die Schuhe putzt und Vergil mir Kartoffeln pflanzt." Weiter soll er gesagt haben: „Ich bin ein Halbgenius, wie die Italiener glauben, aber bald werde ich ein ganzer Genius sein. Ich schreibe nämlich soeben eine mystische Abhandlung über die Schraube. die Flugzeuge und andere Dinge. Dies Werk wird eine neue, großartige Offenbarung sein." Auf der sogenannten „Brücke der Gnade" im Parke nahm d'Annunzio die Mütze ab und forderte scheinbar ein Almosen als Lohn für die geistig erflehte Gnade. Dazu soll er bemerkt haben: „Auch Gnaden erotischer Natur darf man erbitten! So erhielt ich erst gestern den Brief einer Turiner Dame, die mir mitteilt, daß sie die auf dieser Brücke erflehte holde Gnade erhalten habe." d'Annunzio führte die Gäste dann in die Totenkammer mit seinem dereinstigen Katafalk, wobei auffiel, daß alle Zimmer über und über mit christlichen Heiligenbildern und mit indischen Idolen angefüllt waren. Aber diese Vermischung christlichen und heidnischen Kultes sei ihm vom Kardinal Gasparri persönlich erlaubt worden.

*

* **Wieviel Freimaurer gibt es?** Der Dalenskalender für die Freimaurer bringt eine Aufstellung über die Zahl der Freimaurer in der ganzen Welt. Danach gibt es im ganzen, nach dem Stande vom 1. Januar 1925, 3 451 112 Brüder, die in 26 788 „Bauhütten" organisiert sind. Am stärksten ist die Freimaurerei in den Vereinigten Staaten von Amerika vertreten. Es gibt dort 2 752 000 Brüder, das sind 70 Prozent der Gesamtzahl. In England gibt es 312 000 Freimaurer, in Deutschland 80 000, in Frankreich 50 000, in Italien 25 000, in Holland 8200, in Dänemark und Norwegen je 6000, in Spanien 4700, in Belgien 4100. Im Jahre 1915 belief sich die Zahl der Brüder auf 2 100 000. Es ist also eine Zunahme von etwa 1 300 000 zu verzeichnen.

*

* **Die Fürstin als Zimmermädchen.** Durch einen Zufall wurde dieser Tage in einem Londoner Hotel in der Person eines dort beschäftigten Zimmermädchens die russische Fürstin Ella Meschtscherskу entdeckt. Die Fürstin, einst eine gefeierte Schönheit und eine der reichsten Frauen des zaristischen Rußland, ergriff zu Beginn der bolschewistischen Revolution die Flucht, da ihr Leben bedroht war. Es gelang ihr, die Grenze zu erreichen und von da aus nach England zu kommen. Erst gedachte sie, von dem Erlös ihrer Juwelen leben zu können, von denen sie zwar nicht alle, aber doch einen ziemlich großen Teil auf ihrer Flucht mitgenommen hatte. Zu ihrem Unglück fiel sie jedoch einem Gauner in die Hände, der es verstand, ihr die kostbaren Stücke herauszulocken, um dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Die Fürstin sah sich nunmehr der bittersten Not ausgeliefert, da sie buchstäblich nur das besaß, was sie auf dem Leib trug. Zu stolz, um als Bittstellerin aufzutreten, oder sich auch nur jemandem anzuvertrauen, fristete sie ihr Leben dadurch, daß sie sich als Gelegenheitsarbeiterin für die untergeordnetsten und schmutzigsten Verrichtungen verdang. Oft war sie genötigt, im Obdachlosenasyl zu nächtigen. Erst nach Monaten gelang es ihr, ihren jetzigen Posten als Hotelstubenmädchen zu erhalten. Die Fürstin, immer noch eine schöne Frau, der man das schwere Schicksal, das hinter ihr liegt, kaum ansieht, fühlt sich in ihrem bescheidenen Wirkungskreis, an den sie sich vollkommen gewöhnt hat, durchaus zufrieden. Trotzdem dürfte sie ihn bald verlassen, da eine Filmgesellschaft ihr den Antrag gemacht hat, die weibliche Hauptrolle in einem Filmdrama darzustellen, das ihren Lebensweg schildern soll.

*

* **Aus der Frühzeit der Zigarren.** Die älteste Nachricht über die „Tabakrollen" oder Zigarren finden wir in der Anno 1555 erschienenen „Geschichte Nicaraguas". Es dürfte wohl Interesse erwecken, was der Verfasser des Geschichtswerkes — Don Gonzaleo Fernandez de Oviedo y Valdez — über die „gerollten Krautblätter", die sich allmählich die Welt eroberten, zu berichten weiß. Der spanische Geschichtsschreiber äußerte sich — laut einer deutschen Übersetzung seines Werkes aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts — wie folgt: „Die Indianer (sic!) berauschen sich bey ihren Zusammenkünften gern in Chicha, einem starken, säuerlichen aus Mais bereiteten Branntwein. Dieser hat das Aussehen von Hüner-Brüh, in welche Eyer geschlagen worden sind." — „Wenn sie nun zu trinken angefangen haben, nimmt der Kazike eyn Päckchen Kraut-Blätters, ewan sechs Zoll lang, und so dick, wie ein Mannesfinger. Diese Blätters sind zusammengerollt undt mit eynem Fahden umbwickelt. Auf den Anbau des Krauhtes wirdt große Sorgfalt geleget; undt aus ihm werden Rollen verfertigt, welche die Indianers an eynem Ende anzünden, das andere stecken sie in ihr Maul (sic!), ziehen den Rauch eyn, behalten ihn eine Zeit lang bey und pusten und stoßen ihn alsdann weithin aus dem Maule, oder auch auß den Nasenlöchern von sich. Diese Rollen brennen langsam eynen gantzen Tag (!). Jeder Indianer hat derogleichen, welche sie Invoquette nennen, auf Hispaniola heißen sie Tobaco."

*

* **Ein Kind von einem Hunde totgebissen.** Dieser Tage wurde in Berlin ein kleines Kind von einem Hunde totgebissen. Dort hatte eine Frau Soldt, die selbst einen elfjährigen Sohn besitzt, gerade ein vier Wochen altes Kind Elli Blumenthal von der Fürsorgestelle in Pflege genommen. Als die Frau auf einen Augenblick ausging, um Brot zu holen, legte sie das Kind in einem Zimmer auf das Schlafsofa. In der Küche lag ihr Schäferhund, ein älteres, sehr scharfes Tier. Der Sohn war nicht zu Hause. Bei der Rückkehr nach ganz kurzer Zeit fand die Frau das kleine Kind tot. Der Hund hatte es in den Rücken und in den Kopf gebissen und so schwer verletzt, daß es gleich gestorben war. Das Tier, das wahrscheinlich auf Schreien des Kindes die Verbindungstür zwischen Küche und Zimmer selbst geöffnet hatte, lag wieder in der Küche. Ein Tierarzt, der sofort zugezogen wurde, konnte an ihm keinerlei Anzeichen von Tollwut entdecken. Es heulte und war auf keine Weise, weder durch Lockungen oder durch Drohungen oder Schläge, zu bewegen, wieder in das Zimmer hineinzugehen. Der wolfsgraue Schäferhund ist etwa vier bis fünf Jahre alt. Die Leute bekamen ihn, als er zwei Jahre alt war. Er ist noch nicht getötet, wird vielmehr beim Tierschutzverein noch genauer untersucht. Wahrscheinlich hat ihn eine Art Eifersucht dazu getrieben, das Kind zu beißen. Er hat sich sicher zurückgesetzt gefühlt, weil man sich plötzlich mit dem Kinde statt mit ihm beschäftigte.

Lustige Rundschau



* **Die neueste Mode.** „Also, Sie können mir versichern, daß das der letzte Stil ist?" fragt die Dame die Verkäuferin beim Kleiderkauf. „Aber gewiß, Gnädigste, die allerletzte Neuheit." „Und die Farbe ist auch echt?" „Davon können Sie überzeugt sein. Wir haben das Stück drei Monate im Fenster gehabt."

*

* Dame: Sagen Sie, Herr Professor, wie teuer meinen Sie, wird mich die Gesangsausbildung zu stehen kommen? — Professor: Ja, mein Fräulein, das kommt ganz auf Ihre Nachbarn an.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.